

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

233 (7.10.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Der Händedruck zwischen den Schützengraben

Eine Geschichte, die weithin Aufmerksamkeit und Teilnahme, aber auch Nachdenklichkeit auslösen wird hat sichgetragen. In der Süddeutschen Sonntagspost (Verlag Krorer u. Birch, München) erzählt W. Friedmann die Geschichte, die wie ein Kapitel eines rührenden Romanes anmutet und doch in Wirklichkeit sich begeben haben. Namen und Anschrift der Beteiligten sind genau angegeben. Gerade die ehemaligen Kriegsteilnehmer werden mit Interesse den Bericht lesen. Er lautet:

München, im September.

Die Geschichte, die so wunderbar und rührend ist, daß man sie gar nicht glauben möchte, wenn man nicht die beiden Helden selbst gesehen hätte, begann an einem kühlen Februartage des Jahres 1918. Die Welt, in der sie sich abspielte, ist kaum furchtbarer aus. Es ist die graue Welt der feuchten Schützengraben, der Stacheldrähte, der Granatrichter, der verletzten Menschenleiber, der anliegenden, einsamen, stillen Dolastreue, unter denen unbekannte Soldaten schlummern. In den Gräben liegen müde, abgemagerte, kochende Leute. Viele von ihnen finden diese Welt des Grauens finstlos, es sind gerade nicht die Schlechtesten, man hat es vier Jahre ausgehalten und seine Brust ist mit Ehrentiteln bedeckt.

Ein bayerisches Landwehrregiment liegt im Graben am „Schwarzmannle“ in den Vogesen. Und ist froh, daß es so still ringsumher ist. Daß niemand einen Befehl zum Schießen gibt. Da ist der bayerische Beobachtungsoffizier Josef Holleis aus Bad Reichenhall, 33 Jahre alt. Er hat den Auftrag, auf friedliche Weise festzustellen, welchem Regiment der Feind angehöre. Windet sich unter den Drähten durch und schreit sich im Laufgraben vorwärts. Zu gleicher Zeit sieht Herr Korporal Richard Albert, Führer eines französischen Beobachtungspostens, daß

irgendwo zwischen den Trichtern und Gräben sich etwas bewegt.

Und da auch Herr Albert ein tapferer Mann ist, verläßt er seine Stellung und schreift auf den Scharten zu. Und dann sind Holleis und Albert fünf Meter voneinander entfernt, haben gleichseitig den Kopf und schauen sich gegenseitig in sehr erstaunte Vorherrschaft an. Sie sagen, daß die Köpfe sofort wieder untertauchen. Dann kam es von französischer Seite: „Guten Morgen, Kamerad!“ Herr Holleis aus Reichenhall war nicht wenig erstaunt über die deutsche Anrede. Und wieder erklang es von drüben: „Nicht scheuen!“ Nein, warum sollte Herr Holleis scheuen? Warum die stille Front beunruhigen, sich und seine Kameraden nutzlos gefährden? Das bishere Ruhe konnte einem schon gerannt sein. Er erhob sich also ein wenig und hörte den anderen sagen: „Komm herüber zu mir!“ Aber Holleis war etwas misstrauisch. Er gab dem Feind durch ein Zeichen zu verstehen, daß er um sechs Uhr kommen werde. Da konnte der andere ihn treffen in dem in der Mitte liegenden Graben. Der andere stimmte zu, und verpackte seine Leute zu informieren, daß nicht geschossen werde, was auch Holleis zu tun gelobte. Im übrigen waren

Bayer und Franzose gleich froh.

daß aus dieser unerwarteten gefährlichen Begegnung nichts Schlimmes entspringen würde, festen Entschloß hatte man dem Deutschen vorzuerufen können, er habe durch Unvorsichtigkeit seine Mannschaft gefährdet. Und zum Zeichen dafür, daß er mit dem friedlichen Verlauf des Zusammenstehens einverstanden war, warf Holleis eine Schachtel Zigaretten hinüber zum unbekannten Feind.

Um sechs Uhr trafen sie sich in dem vereinbarten Trichter. Holleis hatte eine kleine Kiste mit Schnaps mitgebracht. Albert zwei Liter Rotwein und einen schönen Vorkaffee. Da saßen sie nun beieinander, der bayerische Landsturmmann aus Reichenhall und der blutjunge französische Korporal aus Toulon, in einem Loch zwischen zwei feindlichen Fronten in den Vogesen und drückten sich die Hände. Und schauten sich an. Und fanden Gefallen aneinander. Vielleicht hätten sich Wirtshauspatronen, wenn sie von der Szene gehört hätten, der Bart gestäubt. Aber wenn man vier Jahre im Trichter saß, denkt man anders. Sicherlich hätte jeder von den beiden befehlungslos einen Sturmangriff auf die feindliche Stellung angeführt, wenn der Befehl gekommen wäre. Nun aber, da sie ganz privat nebeneinander saßen, lächelten sie sich freundlich zu und

jeder dachte wohl lautend: „Warum eigentlich —?“ Der Franzose jagte in leidlichem Deutsch: „Wie gehts Kamerad?“ Und der Bayer antwortete: „Wie eben geht im Krieg.“ Sie haben einander nicht gefragt, welchem Regiment sie angehören und wenn man stirbt, was auch — das hätte doch keiner verraten.

Sie waren zwei einfache Menschen.

Die nur die Sprache unterschied, die beide ein gutes Gesicht bis zu diesem Tage vor der Kugel bewahrt hat. Und sie fühlten sich irgendwie miteinander verbunden durch die gemeinsame, unerwartete Situation, in der sie sich befanden, durch dieselbe Ungewißheit der Zukunft, die vor beiden lag, durch die gemeinsame Gefahr, die sie bedrohte. Sie sprachen nichts vom Krieg in den paar Minuten, die sie beieinander waren. Der Franzose erzählte, daß sein Vater Gumnasiallehrer sei, und daß er auf der Schule Deutsch gelernt habe, daß er direkt von der Schulbank in den Krieg gekommen sei, daß seine Leute ein Häuschen hätten in der Nähe von Toulon, wo es Sonnenblumen und Dahlien gäbe und einen grünen Garten. Und der Bayer erzählte, daß er in Reichenhall eine Metzgerei habe, und daß sein kleines Töchterchen braune Augen habe und auf ihn warte, daß der Predigstuhl ein wundervoller Berg sei, den er von seinem Fenster zu Hause direkt sehen könne. Weil sie sich trotz der Welt, die zwischen ihnen lag, im Augenblick so verbunden fühlten, vereinbarten sie, sich am nächsten Tage noch einmal zu treffen und ihre Photographien und Adressen auszutauschen. Wenn es der liebe Gott gut mit ihnen meinte, und sie am Leben blieben, und wenn diese Söhle einmal ein Ende haben werde, wollten sie dann einander besuchen. So geschah es. Jeder brachte dem anderen sein Bild mit — mit einer Widmung. Als sie sich noch ein drittes Mal trafen — sie wußten ja nicht, ob sie sich nicht morgen schon mit der Waffe auseinanderfinden, —

begann ein mildes Trommelfeuer.

Die französische Artillerie schloß wütend, traf die eigene Stellung und die der Deutschen. Die beiden Männer lagen still nebeneinander und sagten nichts mehr. Als das Feuer nachließ, sprangen beide aus dem Graben. Der Bayer sah den Franzosen in einem Draht liegen, der Franzose hörte den Bayern auf den Boden fallen. Dann waren sie verschwunden — keiner wußte, ob der andere davon gekommen war. Sie hörten nichts mehr voneinander. Zu gleicher Zeit gingen zwei Feldpostbriefe von der Front ab. In jedem war das Bild eines fremden Soldaten mit einer deutschgeschriebenen Widmung. Einer ging nach Toulon, der andere nach Bad Reichenhall.

Sieben Jahre vergingen

Josef Holleis, der bayerische Landsturmmann, stand in seinem Metzgerladen in Reichenhall und sah den Weltkrieg und die Hölle von den Vogesen verfliegen. Soweit man das verfliegen kann. Und der Lebenswüdrige kleine französische Korporal im Granatrichter am „Schwarzmannle“ ist mehr und mehr seiner Erinnerung entschwunden. Das kleine Mädchen mit den braunen Augen ist ein hübscher Kadflisch geworden, und auf den Predigstuhl hat man eine Bahn hinaufgebaut. Kurz vor Neujahr 1925 fiel der Frau Holleis beim Aufräumen das Bild eines jungen französischen Soldaten in die Hände, das tragend vergessen lag und auf dem in nicht ganz einwandfreier Orthographie stand: „Meinem lieben deutschen Kriegskameraden zur Erinnerung.“ Sie zeigt es ihrem Mann, und mit einem Male stand Herr Holleis jener leibliche Feind vom Jahre 1918, an dem sie so müde und hoffnungslos im Graben gelegen waren, wieder vor Augen. „Ob er wohl davon gekommen ist aus dieser Hölle?“ Der Herr Metzgermeister hat sich hingelegt und nach sieben Jahren dem Korporal von Toulon einen herzlichen Neujahrsbrief geschrieben. In acht Tagen war die Antwort da.

Die Buchstaben tanzten vor Freude auf dem Papier.

Die beiden Männer, die das Herz des Schreibers im fernem Land geschlagen hat, als er sich erinnerte an jenen Sündenbündel im Trichter. Josef Holleis ist der Einladung, die der Franzose ihm schickte, ankommen mit dem Bild seiner Frau — er hat inzwischen geheiratet — noch im selben Jahr gefolgt. Kein Wort Französisch konnte er, aber er hat sich auf die Bahn begeben und den französischen Offizier beim Besuchen des Bildes des Soldaten mit seiner Adresse angesprochen, und die Beamten haben geflüstert, daß es sich hier um eine ganz besondere Sache handle und haben dem Mann aus dem bayerischen Gebirge,

der noch nie allein eine so weite Reise unternommen hat, den Weg gewiesen. Monsieur Korporal Albert, der Korporal von 1918, mittlerweile

Bahnvorleser von Toulon geworden

und erwartete seinen deutschen Freund mit großer Freude. Der Triumphzug wurde der Bayer in das kleine Landhaus gebracht, dem Sonnenblumen und Dahlien wuchsen und der Gartenzaun grün gezeichnet ist. Die ganze Familie, an der Spitze die schlanke Madame Albert, bereitete dem Reichenhaller Metzgermeister einen festlichen Empfang und die Umwobener drängten sich, ihn zu begrüßen. Da gab es viel zu erzählen und Herr Holleis verlebte im Haus des Bahnhofsordnandes von Toulon schöne Tage. Er hat sich schon immer gewünscht, daß die Franzosen keine Menschenfeinde seien, und daß alle Leute so entgegenkommend und lebenswürdig zu ihm seien, hat ihn doch etwas überrascht.

Und nun, in dieser Septemberwoche des Jahres 1930, hängt der gute Stube des Herrn Joseph Holleis, Metzgermeister in Reichenhall, ein buntes, mit Tannenzweigen geschmücktes Tafel, „Seidlich willkommen!“ steht darauf. Und auf dem Sofa sitzt ein junger, dunkelhaariger Mann mit bequemer Hausmode von Herrn Bahnhofsordnandes von Toulon, einst Korporal und Führer eines Beobachtungspostens in den Vogesen. Herr Albert hat den

Besuch seines bayerischen Freundes in diesem Jahr erwidert.

Und verbringt seinen Urlaub in Reichenhall. Seine Frau hat auch mitgebracht. Sie sitzt mit der Frau Holleis zusammen und spricht mit familiären Redewendungen, die sie dem Gatten abgelauscht über Hausfrauenfragen, die sich diesseits und jenseits der Grenze wenig unterscheiden. Und die beiden Männer trafen in Reichenhall, und lagen: „Wie war das eigentlich damals — du bist mir zuerst gewesen, als wir uns im Graben trafen.“ Oder: „Weißt du, damals nicht zur rechten Zeit abgeblüht worden wäre.“ „Der Wein, den du mir gabst, hat uns verdammt gut getan.“ „Ich ist es nicht so gut gegangen.“ Und: „Ich hatte immer Angst, daß ein Offizier begegnete, wenn wir uns trafen.“ Im Sofa in Reichenhall sitzt sich besser als im Granatrichter am „Schwarzmannle“ und der Kaffee buftet einladend auf der frischgemachten Tischdecke. Man hat zusammen München besucht und ist auf den Predigstuhl gefahren, das Töchterchen Holleis, eine niedliche junge Dame, liegt dem französischen Gast jeden Wunsch von den Augen ab, der Reichenhaller Frontsturmmann hat ihm einen Ehrenabschied gegeben, die Postadresse sagt, daß der sympathische Monsieur Albert ein aus dem Toulonener Besuche konstatiert, daß der Reichenhaller Metzgermeister durchaus kein Franzosenfeind sei. Und das Ehrenwort ist entsandt von dieser Aufnahme.

Es ist ein rührendes Bild, wenn man sie so

kameradschaftlich und voll Hochachtung

nebeneinander dastehen sieht. Den einfachen, netten bayerischen Metzger und den lebenswüdrigen Franzosen aus Toulon. Ueber Albert hängt an der Wand ein gerahmtes Dokument: „Schützengraben der Ehrenkranz erster Klasse für Herrn Joseph Holleis, verstorben im Stabsquartier Reichenhall im Juli 1918.“ Und — ein letzter Zufall — die Divisionsoffiziere der beiden Männer im Weltkrieg hießen beide Schmidt. Sie waren Brüder und entstammten einer Elässer Familie.

So kam es, daß der eine ein Französischer, der andere ein deutscher Seite kämpfte. Und wenn sich die beiden Freunde aus dem Granatrichter im nächsten Jahre wieder treffen, wollen sie gemeinsam den Ort in den Vogesen aufsuchen, wo sie sich zum ersten Male trafen. Die Geschichte, der soviel Menschliches und Rührendes an sich hat, ist gerade in den Tagen nach der Wahl, da so viele aufgereagte Worte gesagt werden, bedeutsam. So anrührend und einfach ist. Man braucht sie nicht durch Kommentare zu denken. Sie ist für sich selbst. Nur das wollen wir sagen: Es ist ein schönes, festes Wunder, das sich im Jahre 1930 ereignet hat. Man möchte den beiden Helden der Erzählung, die aus einfachen Herzen etwas Großes haben, was die höchsten Worte nie vermögen werden, dankbar den Hand drücken. Denn solange man solche Dinge herbeiführt, die Welt nicht so schlecht, wie sie die Politiker machen.

Inzwischen lag das Rad des Diktors einsam im Großen Parkes von Berlin und ruhte seine müden Pedale aus.

21.

„Loh mich endlich frei! Ich möchte nicht mit bei euren Schurkerei streifen! Das wüßt Ihr doch!“

„Sie müssen alljährlich entscheiden, berechtigt Herr Professor, daß ich Ihnen durchaus berechtigten Wunsch nicht nachkomme. Ich habe es nicht für oportun, Ihre Forderungen zu lösen; erstens habe ich damit fürzlich sehr schlechte Erfahrungen gemacht und zweitens scheinen Sie sich in einem geringfügigen Irrtum zu befinden. Der Fall liegt heute anders. Ich wünsche Sie heute nicht wieder zu assistieren. Sie verstehen? Und aus Ihrer Praxis werden wir wissen, daß man bei Operationen, die ohne Narkose vorgenommen werden, geruhsamer ist, die Patienten leistungsfähiger. Zu meinem lehrhaften Bedauern werde ich mich also genötigt sehen, Sie, meine ehrte Leuchte der Wissenschaft, sogar noch fester binden zu lassen.“

„Was ...?“

„Der waren die Hunde chloroformiert, denen Sie die Röhren abknippen? Meines Wissens nicht.“

Vertraut wollte schreien. Kein Ankel hinderte ihn jetzt daran, aber das dumme Lachen des Meeres, das von allen Seiten um ihn rauschte, in das man ihn vor Tagen geschleift hatte, ließ ihn erkennen, daß alles Rufen ausichtslos verhallen mußte.

Er blinzelte hilflos auf den herulischen Regier, der stumm wie eine Karatide, dastand, die wüßigen Lippen fest zusammengekniffen. Der Schwarze sah zu Boden und harrete kläglich der Schwelche des Mannes mit dem Vollbart, der sich eben einen weiteren Operationsstapel überaas.

„Bemühen Sie sich nicht, Verehrtester. James ist auf dreifache, ja, um Gotteswillen, was haben Sie vor, Mensch? Sie wollen den mich doch nicht wirklich ermorden wollen?“

„Aber — aber! Ein schlecht gewählter Ausdruck! Ich werde mich so frei sein, an Ihnen einen interessanten Versuch durchzuführen. Ich werde Ihren Kopf vom Rumpfe trennen und ihn auf eine neue Art selbst konstruierte Herzmachine — hm — transplantieren. Wir wollen hoffen, daß Ihr Apparat sich diesmal nicht wehrt, dann ist es ja nicht so schlimm und wir können nachher weiterplaudern. Was bei Kunden acht, muß auch bei Menschen sein.“

„Ich beschwöre Sie.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Toten ohne Kopf

Kriminalroman von Hans Keatna von Nad

Copyright 1930 by Ernst Didenburg, Leipzig.

37 (Nachdruck verboten)

Professor — hatte der Regier gesagt? Er konnte wohl nur Perraud meinen!

„Es werden sein eine große Unschuld! James wissen das!“

„Hör auf zu unken, schwarze Memme! — In Montredon findet man uns nicht!“

„James tue sich nicht fürchten vor Poltoman — oh nein! Aber James haben gehabt, eine sehr böse Traum! Yes!“

„Ich freue mich direkt auf heute nacht!“, sagte der andere in bösem, höfentlichem Distanz und schlug damit die abergläubische Warnung des Regiers in den Wind.

„Wenn Ritter nicht wollen hören auf gutes Rat, dann werden James nicht helfen dabei!“

„Du hast zu variieren, Konatille, verstehtst du? Muß ich dich daran erinnern, was du mir verdonkelt? Ohne mich hätte man dir die schmutzige Haut in Streifen vom Leibe gesogen. Und du wogst es auszumuden, du dreidiger Hund?“

Der Regier ließ nur ein klägliches Achzen hören.

Lange blieb es nun still.

Die drei Männer an Bord hingen alle stumm ihren verschiedenen Gedanken nach.

Jetzt kloppte der Steuernde, das Boot neigte sich nach rechts, beschrieb wohl einenbogen um den letzten Landvorsprung.

Da erdreißete sich der Regier zu einer letzten Mahnung.

„Ritter, es werden kommen eine Unschuld.“

„Weiter kam er nicht. Das Klatschen eines Schlagens machte ihn verstümmen. Der andere hatte ihn wohl mit einem Stockhieb gerührt.“

Der Motor wurde abgestellt. Der Kiel fuhr auf Grund, sie waren im Bootshaus.

„Du bereitest unzerzählich alles vor, James!“ Diese Worte — böse gesägt — waren das letzte, was Moon hörte.

Eine Kette rasselte; das Boot wurde angebunden.

Dann verlangten die Schritte über die feile Treppentreppe.

Eine Tür fiel ins Schloß — und Moon war allein im Bootshaus der Festung.

Er kroch unter dem Zeltblatt hervor, das ihn verborgen, während er so unheimliche Dinge belauscht hatte.

Der Detektiv kroch auf den schmalen Steg, unter dessen faulen Brettern das Wasser gluckte. Er blinzelte zum Hause auf, dessen Wände an dieser Front fast in gleicher Höhe mit dem Wellenfundament senkrecht ins Meer fielen.

Der einsame Regier, um an Land zu kommen, führte über die Treppe in die Tür und durch das Gebäude.

Die Worte war verpörrt. Und Moon hatte auf seinen Ausflugs weder Nachschlüssel noch Waffen mitgenommen.

Selbst wenn es ihm gelingen sollte, durch die Zerkung der Verbredker durchzukommen, sagte sich Moon, würde er viel zu viel Zeit dazu brauchen, bis zu der Stelle zu laufen, an der das Fahrzeug lag. Ehe er nach Marseille kam, konnte es zu spät sein.

Höchste Eile tat not.

Nach allem, was er erfahren, galt es ein neues, furchtbares Verbrechen zu verhüten, von dessen Art er sich bestimmte Vorstellungen machte.

Kurz entschlossen stieg er wieder ins Motorboot, fesselte es los. Neben dem Boot schaukelte noch ein angebundener Kahn.

Moon horchte sich — er konnte nicht auf ein Erlaubnis bitten — die Ruder des Kadnes aus.

Dann arbeitete er sich, mit ganzer Kraft rudierend, durch die mühsamen Wellen der Brandung, in der das Boot einen grotesken Tanz vollführte, oft wie eine Kuschelose in die Höhe geschleudert.

Es war eine Sisyphusarbeit, das verhältnismäßig schwere Schiff mit Rudern vorwärtszubringen.

Endlich war er außer Hörweite, entiert genau, um den Motor anlassen zu können.

Die Handhabung erwies sich als unkompliziert. Moon fand sich in dem fremden System rasch zurecht.

Er holte aus dem Motor, was herauszubringen war.

Wie ein Sturmvogel stieß das Boot auf Marseille zu. Für die Ungeduld Moons schien es ein Schneidentempo.

Wenn es zu spät wurde? Nicht aussuchen!

Rudermänner wechselten die farbigen Signallichter des Leuchtturms. Schon lag die Einfahrt in den alten Hafen vor ihm.

In harter Kurve riss Moon die Nacht herum, daß ihm über den scharfen Bug das letzte Rot ins erhellte Gesicht strahlte.

Und er schob unter den färbigen Konstruktions des Transbordeurs hindurch, legte Sekunden später am Quai des Belges an.